

Körperkult und Schönheitswahn

Fitnessstudios

332 *academias de ginástica* verzeichnet das Telefonbuch von **Rio de Janeiro**, die Vorstädte, in denen noch einmal sechs Millionen Menschen leben, nicht mitgezählt; und außer Acht gelassen alle Schwitzkasernen, die bloß über ein paar Hanteln, aber kein Telefon verfügen. Alles zusammen: mehr Körperkultstätten als Kirchen.

Kann es denn sein, dass die *cariocas* sich **Sorgen um ihre Gesundheit machen?** Dann aber ist es unverständlich, dass an jedem Sommer-Wochenende Millionen Bürger der Metropole ihre Haut dem Ozonloch im Himmel, den Flöhen im Sand und den Fäkalien im Meer aussetzen, dass Generationen von ABC-Schützen unter Asbestdächern das Einmaleins erlernen und dass die Brasilianer fettes Schweinefleisch mit schwarzen Bohnen als ihr Nationalgericht ehren.

Nein, gesundheitsbewusst kann man die Brasilianer nicht nennen. Sie ignorieren Kohlenmonoxyd, Pollenflug und Hundekot, sie missachten die Bachblütentherapie wie die gute alte Kneippkur; Wandervögel und Birkenstock-Sandalen sind in Rio so gut wie unbekannt. Stattdessen traben die *cariocas* barfuß durch den versifften Strand, süffeln Mokka halbe-halbe (Tasse halb voll mit Zucker), verschmähen Rohkost und frische Salate – aber kippen literweise eiskaltes Bier hinunter, was bekanntlich Magenkrebs verursacht. Und sind dabei noch gut drauf!

Sportskanonen – die Brasilianer? Lassen wir einmal den Fußball, die Formel 1 und den Strand-Volleyball außer Acht. Seit der Olympiade von Athen, 1906, haben sie gerade mal 12 Gold-, 13 Silber- und 29 Bronze-medailles heimgeholt. Das ist nicht der Rede wert.

Warum also das lemminghafte Abrackern mit den Folterinstrumenten aus der Fitness-Asservatenkammer? Selbst unter freiem Himmel und vor aller Augen! Warum die Yoga-Kurse, wenn die Sonne kaum aus ihrem Bett gestiegen ist? Wollen die Brasilianer „hart wie Kruppstahl, schnell wie die Windhunde und zäh wie Leder“ sein, wie es weiland der Führer von der deutschen Jugend forderte und wie es dem Knigge des Turbokapitalismus entspricht?

Wohl kaum. Zwar gab es einmal einen jungen, dynamischen Präsidenten, der mit „einem Karateschlag“ die Inflation beseitigen wollte, der jedes Wochenende fernsehwirksam und verbissen um den Stausee von Brasília trabte. Doch sein Ende war schmachlich, *Fernando Collor* wurde

Rogério tut was für den **Bizeps**

1992 wegen Korruption und Vetternwirtschaft abgesetzt. Das Karate-Modell war gescheitert. **Wellness und Fitness:** Was die Brasilianer darunter verstehen, hat mit den amerikanischen Begriffen wenig zu tun. *Boa forma*, „Gute Figur“, und *malhação*, also den Körper „durchkneten“, das versteht man schon eher.

Südlich des Äquators gibt es keine Sünde? „Jedenfalls haben die Menschen hier ein ganz anderes Verhältnis zum Körper“, meint der prominente Schönheitschirurg *Yvo Pitanguy*. Warum sollten sie sich unter dicken Stoffschichten verstecken, wenn die Sonne heiß vom Himmel brennt? Und außerdem: **Fast nackt am Strand** sind alle gleich und Menschenbrüder. Die Avenida Atlântica – ein einziger Laufsteg der Körperlust.

Körperhygiene

Schon die Portugiesen – von denen behauptet wird, die indianischen Ureinwohner Brasiliens hätten sie schon gerochen, bevor ihre Schiffe in den Blick gekommen wären – hatten sich über die **Reinigungswut der Ur-Brasilianer** gewundert. Und vermutlich wäre *Padre Anchieta* (1534–1597) heute noch viel schockierter darüber, dass die Menschen schamlos und nackt Vergnügen daran finden, ihren Körper der prallen Sonne und dem Wasser auszusetzen.



03084b Foto: me

Brasilianische Touristen und Studenten, die sich in Europa aufhalten, werden von ihren Gastgebern gefürchtet – sie **baden jeden Tag dreimal heiß** ohne Rücksicht auf die Stromrechnung.

Körperhygiene wird im tropischen Brasilien ganz groß geschrieben. Wie damals zur Zeit von *Pedro Álvares Cabral* und *Padre Anchieta* fallen europäische Touristen durch Schwitzen und Stinken unangenehm auf. **Körpersprays und Wäschewechsel**, oft mehrmals am Tag, sind selbst bei den Armen an der Tagesordnung. Ungepflegte Bärte sieht man nicht gern.

Und das schöne Geschlecht hat **Achsel- und Schamhaare** peinlichst zu entfernen – durch „Sauerkraut“ fallen Gringas unangenehm auf. Die Damenfriseurinnen führen in ihren Hinterzimmern spezielle Enthaarungskammern, *depilação*, die minutiöse Entfernung aller Körperhaare unterhalb der Kopfhaut und ihre Trimmung auf das allerkleinste im Schambeereich (damit nichts aus dem Bikini lugt) werden dort ohne großes Aufheben vorgenommen.

Haare und Haut

Was die Kopfhaare betrifft, so plagen sich die **dunklen Schönheiten** besonders – nichts ist in ihren Augen schlimmer, als „Putzwolle“ auf dem Kopf zu tragen. So versuchen sie, das kurze Kraushaar zu strecken und zu glätten, und wo das nicht geht, mit einer Perücke zu kaschieren – das Ideal ist *Naomi Campbell*, das kaffeebraune Top-Modell mit den langen glatten Haaren.

Während die dunklen Brasilianer mit den Haaren kämpfen, haben ihre **helleren Landsleute** mit der Haut Probleme. Kein Mensch in Brasilien will so grau und blass ausschauen wie die Besucher aus der Alten Welt. So sind denn auch die Strände in Brasilien riesige Sonnenbänke, auf denen sich jeden Tag Millionen die Haut verbrennen lassen – um dem Ziel eines homogenen brasilianischen Teints näher zu kommen – und der ist ein helles Kaffeebraun.

Schönheitschirurgie

Seriösen Schätzungen zufolge dürfte es in Brasilien mehr Schönheitschirurgen geben als Gerontologen. Die medizinische Korrektur am Erscheinungsbild der eigenen Person trägt in Brasilien zum **weltweit größten Markt der Eitelkeit** bei. Der schnelle Schnitt zum vermeintlichen Körperglück sei in der Ober- und Mittelklasse bei Frauen und Männern fast schon so selbstverständlich wie der Gang zum Coiffeur geworden, bemerkt das brasilianische Nachrichtenmagazin *Veja*.

Die Statistik untermauert das: Nach Auskunft der brasilianischen Gesellschaft für plastische Chirurgie haben sich im Jahr 1999 rund 350.000 Personen einer **kosmetischen Operation** unterzogen. Mit 207 Eingriffen pro 100.000 Einwohner hätte damit Brasilien die USA (185 Schönheitsoperationen auf 100.000 Einwohner) überholt und Länder wie Deutschland oder England (40 auf 100.000) längst abgehängt. 3.500 Spezialisten für korrigierende Chirurgie praktizieren in Brasilien (USA: 5.000), und Rio de Janeiro wie São Paulo sind Hochburgen der plastischen Chirurgie, zu denen mehr und mehr auch ausländische Jünger strömen.

Dass ausgerechnet im „Schwellenland“ Brasilien die kosmetische Chirurgie expandiert, ist bemerkenswert. Am **Geld** kann es nicht allein liegen, denn das brasilianische Durchschnittseinkommen beträgt nur einen Bruchteil des amerikanischen – allerdings sind in Brasilien gleiche Eingriffe wie in den USA um ein Drittel billiger.

Vor zehn Jahren waren es gerade 60.000 Personen, die ihre Nase richten, den Busen heben, verkleinern oder vergrößern und sich Pfunde von Speck absaugen liessen. Inzwischen gehört ein Drittel der **Kundschaft** zum männlichen Geschlecht, und Jugendliche unter 18 Jahren machen immerhin 13 Prozent der Klientel aus. Alle diese Zahlen beziehen sich auf rein kosmetische Eingriffe – nicht etwa auf eine durch Unfall verursachte notwenig gewordene rekonstruierende Chirurgie.

Allein der Modearzt und Guru der ganzen Branche, Doktor *Ivo Pitanguy*, registriert jährlich einen Anstieg brustumfangsuchender Damen von über 20 Prozent. Seine Kollegen melden ähnliche Zuwächse im anhaltenden **Busenboom**. Die Busenschwemme schlägt immer höhere Wellen: Die Firma *Silimed* produziert pro Jahr 18.000 Paar Implantate, allein auf den Markt an der Copacabana entfallen 2.500 künstliche Busen pro Jahr. Und die Kundschaft wünscht immer größere Formate. Während früher Silikon-Polster von 120 bis 180 Kubikzentimeter die Regel waren, geht heute der Trend in die Klasse von über 180 Kubikzentimeter. Wer soll das alles tragen?

Nun, nachdem die medizinischen Behörden auch in den USA die Unbedenklichkeit von Silikon-Implantaten bei den sekundären weiblichen Geschlechtsorganen bestätigt haben, scheinen die Busen in den Himmel zu wachsen. Auch vor den Brustprothesen macht die Globalisierung nicht halt. Das **Silikon-Business** hat die handwerkliche Phase verlassen und ist inzwischen bei einem Dutzend Unternehmen weltweit konzentriert, ein brasilianisches gehört dazu.

So ein nettes neues Busenkissen kommt auf rund 140 Dollar das Paar – ist also nicht viel teurer als ein Qualitätsschuh: hält aber länger. Die An- und Einpassung der Silikonschalen ist eine Sache von wenigen Minuten;



die moderne Chirurgie verzichtet auf große Schnitte. Schon nach einer Woche sieht nur noch der Fachmann, aber meist nicht mal ein eventueller Ehemann, die winzige Narbe.

Ewige Jugend, erotische Ausstrahlung und die schnelle **Beseitigung von vermeintlichen Körperdefekten** sind – in dieser Reihenfolge – die Wünsche der Kunden. Dass bei jedem fünften Opfer der kosmetischen Chirurgie auch mit Fasten und Gymnastik das gleiche Ziel erreicht werden könnte, steht auf einem anderen Blatt. Doch die Brasilianer suchen – wie in finanziellen Dingen- auch im Bereich der Ästhetik die Abkürzung vom beschwerlichen Weg. Und außerdem – die „gute Figur“, das proppere Aussehen und der äußere Schein sind im körperbewussten tropischen Brasilien wohl wichtiger als im kalten Europa, in dem die Menschen dicke textile Schalen tragen.

Schönheitswettbewerbe

Doch die guten, alten Schönheitswettbewerbe, die ach so unschuldigen Miss-Wahlen, gesponsert von Lippenstiften und Nylonstrümpfen: Wo sind sie geblieben? Geradezu heroisch haben sie sich durch die Eiszeit der Frauen-Emanzipation geschlagen; nicht einmal *Alice Schwarzer* gelang der knock-out. Nun aber droht ausgerechnet von denen Verrat, die doch als Geburtshelfer und Hebammen des Körperglücks angetreten waren – den Chirurgen, die sich „plastisch“ nennen.

Der langen Rede kurzer Sinn: Fräulein *Juliana Borges*, 22 Lenze jung und **Miss Brasil 2001**, hat 19 chirurgische Eingriffe gestanden, hat hier ein wenig Fett weggenommen, dort einen Schuss Silikon hinzugefügt, ein Paar Falten gebügelt, den Schmollmund aufgeblasen und die Nase ein wenig abgeschliffen.

„Unglaublich! Betrug!“ ist man geneigt zu schimpfen. Doch so einfach darf man es sich heutzutage nicht machen. Erstens: Im Reglement der Miss-Wahlen steht nichts über **angeborene oder erworbene Schönheit**. Zweitens: Was für Milchkühe zählt, muss auch für jede Miss gelten – wenn man so will, der züchterische Erfolg. Drittens: „Es kommt drauf an, was hinten rauskommt“ (*Helmut Kohl*). Das heißt auf Deutsch: Das Ziel ist alles, die Mittel sind freigestellt.

Oben ohne

Brasilianer, die etwas auf sich halten, äffen häufig alles nach, was aus **Nordamerika** kommt. Ob es nun das „Halloween“-Gespenstertreiben ist oder der geliebte Fleischklops, der den Namen Hamburgs mit Ketchup beschmiert. Natürlich betreiben die besseren Damen Aerobic und nicht etwa schlicht Gymnastik und „shoppen“ gehen sie auch, in das Shopingcenter natürlich. Wir kennen das ja nur zu gut, in Europa.

Man sollte meinen, es reicht, die schlimmsten Auswüchse nordamerikanischer Pop-Kultur zu imitieren – nein: Die Brasilianer schnappen sich auch noch die neuesten **Moden aus old Europa** dazu. Neben den Skateboards also die Mountainbikes für den Strand! Und selbstverständlich auch den Weihnachtsmann, der in der tropischen Hitze einen recht jämmerlichen Eindruck macht. Übler sind da schon die Radarfallen – eine ganz offensichtlich deutsche Heimtücke, die nun die brasilianische Polizei überall aufstellt.

Und nun auch noch das: Oben ohne! Jahrzehntlang haben die Brasilianerinnen ihre braune Haut zu Markte getragen und dabei hartnäckig darauf bestanden, wenigstens mit **fadenscheinigen Bikinis** einen Hauch von Anstand zu zeigen. Da kommen die grobknochigen Europäerinnen daher und ziehen das Oberteil am Strand aus. Ein Skandal! Und es ist nicht die Scham, die ihnen so flammend-rot ins Gesicht steigt, sondern bloß der Sonnenbrand.

Die Brasilianer sollten sich das nicht gefallen lassen. **FKK ist der Tod jeder Erotik**: Und darauf haben es die Gringos deutlich abgesehen. Der

Tod der Erotik aber würde den Kern der brasilianischen Kultur zerstören. Dann doch lieber Sonntagsverkaufsverbot und Müllseparierung – auch solche europäischen Marotten.

Gummilatschen

Gottlob gibt es noch ein paar nationale Restposten. So wie die Bayern an der Lederhose und die Engländer am Regenschirm, erkennt man die Brasilianer an den Gummilatschen, bei uns als Flip-Flops bekannt; sie sind das **Fußkleid der Nation** und ein Zeichen des Fortschritts. Die Mehrheit der Brasilianer mag vor einem halben Jahrhundert noch barfuß gelaufen sein – heute aber trennt sie so gut wie alle eine dünne Scheibe Schaumstoff vom Boden. Flip-Flops, das Paar zum Preis von zwei Flaschen Bier, kann sich jeder leisten.

Natürlich gibt es auch in Brasilien die Damen und Herren der Lederklasse und mittlerweile die dritte Turnschuhgeneration – doch zwei von drei der 170 Millionen Brasilianer schlurften auf Flip-Flops durchs Leben. Im kalten Europa trägt man diese Dinger höchstens im Sommer, im tropischen Brasilien sind solche Schlappen das ganze Jahr über „comme il faut“. Sie heißen dort allerdings etwas vornehm *Havaianas*, als kämen sie direkt aus Honolulu. Dabei werden sie seit fast 40 Jahren im Lande am Fließband gebacken.

Mit Flip-Flops ist man in Brasilien **überall gut angezogen**, es sei denn, man beabsichtige Theater oder Offiziersklubs zu betreten. Offiziell ist es auch verboten, sich in Gummilatschen ans Steuer zu setzen. Doch wer hält sich schon daran? Bleifüße und Flip-Flops sind in Brasilien keine seltene Kombination.

Die nationale Fußbekleidung ist von bedeutenden Geistern besungen worden, man schwebe auf den Flip-Flops **wie im siebten Himmel**, schreibt etwa *João Ubaldo Ribeiro*. Bleiben wir auf dem Boden der Tatsachen: Der Fortschritt in Brasilien kommt auf leisen Sohlen.

Gewalt und Gesetz

„Für meine Freunde – alles! Für meine Feinde: das Gesetz!“ Dieser Ausspruch des autoritären Präsidenten *Getúlio Vargas* (1883–1954) beleuchtet schlagartig, was wohl die meisten Brasilianer denken: Freundschaft steht über allem, das Gesetz aber ist ein Mittel der Repression.

Brasilien ist ein Rechtsstaat. Das Land verfügt nach eigener Einschätzung über die „schönste Verfassung der Welt“ und über mehr Gesetze und Verordnungen als die meisten europäischen Länder. Aber, „die Gesetze greifen nicht“, wie es in der Umgangssprache heißt. Sie „greifen“ nicht, weil zum Beispiel ein Zeuge nichts gesehen haben will, ein Polizist Erinnerungsschwächen hat, ein Richter die Akten verliert. Die *impunidade*, also der **lässige Umgang mit dem Gesetz**, die faktische Straflosigkeit und die nackte Gewalt gehören zusammen. Betrachtet man die Kriminalität und ihre Verfolgung eingehender, wird man mit Fug und Recht behaupten können, dass in Brasilien eben nicht alle vor dem Gesetz gleich sind, denn einige sind gleicher als andere. Mit einem Wort: Hinter der barocken Fassade eines pompösen, polizeilichen und juristischen Gebäudes mit vielen Hinterzimmern und geheimen Ausgängen herrscht nicht selten Klassenjustiz.

Kriminalität

In den **Vorstädten und Favelas** aber herrschen eigene Gesetze.

An der Pforte des Friedhofs „Garten der Sehnsucht“ in der Vorstadt Nova Iguaçu stoppt der Verkehr. Ein Trauerzug von mehreren hundert Menschen folgt dem mit Blumen beladenen Sarg von *Demerval Macedo Barcelos*, alias *Sérgio Maccarão*. Der **Droghändler** aus der Favela Nova Brasília war 18 Stunden zuvor in einem Feuergefecht getötet worden.

Sérgio Maccarão hatte sich durch Banküberfälle, Entführungen und Exekutionen einen Namen gemacht. 1990 schnappte man ihn in einer Klinik, während die Ärzte seine linke Hand amputierten. *Maccarão* hatte sich dabei verletzt, als er seiner Ex-Geliebten eine Handgranate auf den Busen gebunden und abzogen hatte. Das Mädchen, *Ana*, habe ihn verpiffen. *Maccarão* zahlte den Polizisten einige tausend Dollar Lösegeld und türmte aus der Zelle. Zuletzt galt er als rechte Hand von *Carlos Alberto Ferreira*, alias *Betinho*, dem Präsidenten der Favela Nova Brasília und Kandidaten der Partido Popular.

Hatte die Polizei *Maccarão* erschossen oder steckten hinter dem Mord seine eigenen Komplizen? Es melden sich keine Zeugen, die Bewohner der Favela schweigen. Gerüchte gehen um, die Droghändler vom be-

nachbarten „Hügel des Deutschen“ hätten *Maccarão* kaltgemacht. Mit seinem Maschinengewehr-Angriff auf das 21. Polizeirevier in Bonsucesso habe er die Polizei unnötig provoziert und das Drogengeschäft gestört.

Während der Sarg in die Grube fährt, singt der Chor fromme Lieder. Der Pastor der Pfingstkirche betet mit gewaltiger Stimme: „Gott nimmt einen mutigen Sohn zu sich.“ Die Witwe mit den beiden Kindern ist in Tränen aufgelöst und kreischt die Pressefotografen an: „Ihr kommt auch noch dran!“ Männer mit Sonnenbrillen legen dreizehn Kränze nieder, elf davon tragen Schleifen vom *comando vermelho*, dem „Roten Kommando“, dem bekanntesten Ringverein der Dealer. Draußen, vor der Friedhofsmauer, regelt die Polizei den Verkehr.

Rio de Janeiro in einem heißen Sommer. **Tod und Verbrechen** sind so alltäglich in dieser Stadt, dass die Polizei längst aufgehört hat, Spuren zu sichern und Beweise aufzunehmen. Denn sie ist ja selber oft tief in Verbrechen verstrickt. Die Gefängnisse sind überfüllt, auf den Fluren des gerichtsmmedizinischen Instituts verwesen die Leichen, die Akten vermodern in den Gerichtsarchiven. An jedem Morgen werden in der Metropole zwanzig Tote auf dem Pflaster gefunden, Opfer von Terror und Gewalt, die im Jargon der Polizei und dem Argot der Unterwelt als „Schinken“ verhöhnt werden.

Warum sind die **Millionenmetropolen Brasiliens Brutstätten des Verbrechens** geworden?

Durch Gewalteinwirkung starben 1980 bereits neun Prozent aller Personen, 1990 waren es bereits 12 Prozent. Brasilien übertrifft damit so gut wie alle anderen lateinamerikanischen Länder mit Ausnahme von Kolumbien. 84 Prozent der Gewaltopfer sind Männer zwischen 20 und 39 Jahren, und die Tatorte liegen so gut wie ausschließlich in den armen „Schmutzrändern“ der Metropolen. Gleichwohl sind auch dort die Kriminellen eine kleine Minderheit – nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung lebt vom Verbrechen.

Es ist das alte Lied: Die **Verstädterung** hat die Sippen und Familien auseinander gerissen, die Lebensweisen umgestülpt, die Menschen orientierungslos gelassen. Insofern ist die radikal gewachsene Kriminalität nicht ein Gradmesser der absoluten Armut (die auf dem Lande häufig größer ist) als vielmehr ein Ausdruck gesellschaftlicher Verwerfungen.

Das erste Opfer dieser Verwerfungen ist die „Keimzelle des Staates“, die **Familie**. Die Sippschaft und Großfamilie mag in der Kolonialzeit unter den weißen Plantagenherren eine gewisse Rolle gespielt haben – al-

Vielen Vorstadtkindern fehlt der Halt in der Familie



lein, sie war schon damals Fiktion. Denn die Großgrundbesitzer hielten sich neben den anämischen Frauen aus Portugal einen persönlichen Harem aus hübschen Neger-Sklavinnen. Den Sklaven waren keine dauerhaften Familien gestattet, man hielt sie wie das liebe Vieh. Bäuerliche Gemeinschaften, in denen die Großfamilie nicht nur ein Ideal, sondern die Produktions- und Reproduktionszelle der Gesellschaft war, bildeten sich erst sehr viel später im Süden durch die Einwanderung europäischer Bauern und Handwerker.

Trotz aller Predigten von der Kanzel – die Familie hatte in Brasilien von Anfang an nur geringen realen Wert. Das ist bis heute so geblieben – in keinem anderen Land Südamerikas heiratet und scheidet man sich so schnell und ohne große Zeremonie wie in Brasilien. Je niedriger der soziale Status, desto leichter fallen die Fesseln. Die wenigsten „Ehen“ in einer Favela sind zivilrechtlich oder kirchlich geschlossene Lebensbünde. Eine Sozialanalyse aus dem Jahr 1991 kam zu dem Ergebnis, dass in den armen Schichten Brasiliens jeder dritte Haushalt von einer alleinstehenden Frau geführt wird – bei den Einkommenseliten sinkt dieser Anteil an der Spitze auf gerade drei Prozent.

Die „Familie“ mit wechselnden Partnern und unsicherer ökonomischer Basis gibt den Kindern und **Jugendlichen** keinen Halt. Sie geraten mit Leichtigkeit auf die „schiefe Bahn“ – in die Fänge der *galeras* und *quadrilhas*, der jugendlichen Banden, die ihren Mitgliedern Status und „Ehre“ einräumen. Und der Drogenhandel wirkt dann zusätzlich wie Speed, um die jungen Leute in den Bann harter krimineller Karrieren zu schlagen. In der Öffentlichkeit von Brasilien wird die urbane Gewaltkriminalität dämonisiert – man schließt die Augen gerne, um den Wirkungskreis von korrupter Politik, Klassenjustiz und Mord und Totschlag lieber nicht zu sehen. Rio de Janeiro ist dafür ein gutes Beispiel.

Rio de Janeiro hat den politischen und ökonomischen Abstieg von der Hauptstadt der Republik nicht verschmerzt. In seinem Milieu, das entfernt an die Bürgerbräu-Ära Münchens erinnert, ist der Boden fruchtbar für Demagogen und Volkstribune.

Je weiter sich die Wirtschaft zurückzog, desto stärker blühte das Geschäft mit dem Verbrechen. **Illegales Glücksspiel und Drogenhandel** sind heute die umsatzstärksten Branchen von Rio de Janeiro. Schon längst trauen sich weder Polizisten noch Politiker in die Barackensiedlungen an den Berghängen und in der sumpfigen Küstenebene, die die Stadt am Atlantik immer enger zuschnüren. In den Favelas herrscht das Faustrecht. Getötet wird wegen einiger Gramm Kokain und einem Paar geklauter Tennisschuhe. Die kriminellen Banden verfügen über modernste Schnellfeuerwaffen. Dagegen kann die Polizei nicht einmal die Benzinrechnung für ihre verrosteten Streifenwagen bezahlen.

„Die Polizisten von Rio de Janeiro bekämpfen nicht das Verbrechen, sondern beteiligen sich daran. Die Politiker der geplünderten Stadt denken nicht an das Gemeinwohl, sondern nur an ihr eigenes. – *É uma vergonha!*, ‚Das ist eine Schande!‘ Wir müssen endlich reinen Tisch machen!“: *Boris Casoy*, der populärste Fernsehkommentator Brasiliens, predigte das fast jeden Abend. Der deutsch-brasilianische Autor *Ze do Rock* hat in seinem Narren-Roman „Ufo in der Küche“ in seiner erfundenen Sprache „Wunschdeutsch“ den Zustand herrlich karikiert: „In Brasilien muss man di polizei mer fürchten als di räuber, da man von den räubern jedenfalls nur selten prügel krigt. Für die brasilianische polizei sind ermittlungen ein müsameres und aufwendiges geschäft, also nimmt man sich lieber einen tüpen von der straße, am besten einen, der verdächtig arm aussit, das kann man wi gesagt leicht an der hautfarbe erkennen, und man stellt ihm ein par fragen. Oft bleibt der verdächtige bei seiner aussage, das er unshuldig is, selbst nachdem man ihn ein bissi geklatsht hat. Das sind natürlich keine arbeitsbedingungen, nich wahr. Der bullzei bleibt nix anderes übrig als den fragen etwas nachdruck zu verlein, entweder mit bra-

chialer gewalt oder elektroshoks, das kommt auf die verfügbare technologie an. Es kommt schon mal vor, das di befragten di sache überleben und die polizisten anzeigen. Von 400 angeklagten polizisten haben 6 iren jobb verloren. Da is es kein wunder das di arbeitslosigkeit steigt.“

Strafvollzug

Hinter den Gefängnismauern sieht es nicht anders als vor ihnen aus. Die **Zustände in den Strafanstalten** Brasiliens spotten jeder Beschreibung.

43.000 Strafgefangene in 19 der 73 Gefängnisse des brasilianischen Bundesstaates São Paulo beteiligten sich im März 2001 an der größten **Zuchthaus-Rebellion**, die das Land je gesehen hat. Der Polizei und den Gefängnisaufsehern gelang es erst nach vielen Stunden, die Revolte einzudämmen. Zehn Tote waren zu beklagen.

Das Signal zum Aufstand kam offenbar aus dem größten brasilianischen Zuchthaus, Carandiru, das am Stadtrand von São Paulo lag (2002 wurde es abgerissen). Die Zuchthäusler hatten den sonntäglichen Besuchstag genutzt, um Aufseher zu entwaffnen und zu fesseln und Tausende von Frauen und Kindern als Geiseln festzuhalten, um ihre Forderungen nach einem gerechteren Strafvollzug zu stellen.

Die Tatsache, dass an dem Aufstand fast jeder vierte Strafgefangene im Bundesstaat São Paulo mitmachte und dass die Rebellion sich flächenartig bis in Provinzhaftanstalten ausbreiten konnte, belegt die gründliche organisatorische Vorbereitung, die die Rädelsführer offenbar unternommen hatten. Die Polizei glaubt denn auch, dass hinter dem Massenaufstand ein harter Kern von Berufskriminellen steckt. Das so genannte „Erste Kommando der Hauptstadt“ aus Kidnappern und Bankräubern sei der Drahtzieher. Die Kriminellen verfügten über Handys und Funkgeräte, mit denen sie engsten Kontakt zur Unterwelt draußen und zu den Zellennachbarn anderswo halten konnten.

Das **Zuchthaus Carandiru** galt schon immer als Brutstätte des Aufruhrs und Verbrechens. Wenige Schritte von der Metrostation an der Avenida Cruzeiro do Sul von São Paulo lag der Eingang zur Hölle. Über ihrem Portal stand geschrieben: *casa de detenção* („Haus der Verwahrung“). 7.200 Mörder, Einbrecher, Diebe usw. hausten dort. Carandiru war vielleicht sogar das größte Zuchthaus der Welt.

Die Strafanstalt Carandiru war für 1.000 Insassen ausgelegt – nicht für 7.000. Man hatte den düsteren Bau 1920 weit draußen vor der Stadt errichtet. São Paulo ist aber wie ein Hefeteig aufgegangen, und in diesem Teig aus Zement und Ziegeln lag nun die vergitterte Trutzburg, die das Böse bannen sollte, damit die Bürger ruhig schlafen konnten.

Strafjustiz und Strafvollzug in Brasilien haben immer wieder den Protest von internationalen Menschenrechtsgruppen ausgelöst. Die brasilianischen Behörden geben selber zu, dass die Haftanstalten schon allein **wegen der Überfüllung menschenunwürdig** sind. Dabei wird faktisch nur ein Bruchteil aller Schwerverbrechen aufgeklärt und abgebüßt. Wirtschaftsverbrecher können fast immer mit der Gnade der Justiz rechnen.

Vor dem Gesetz sind alle gleich? – ein abgeschmackter Traum. In Carandiru hockt kein Akademiker; die haben nach brasilianischem Recht Anspruch auf eine Einzelzelle. Die Zellen in Carandiru sind mit drei, vier, fünf, auch mit zehn **Häftlingen** belegt. Um die besten Lager, dünne Schaumgummimatten, wird gefeilscht und gehandelt. Gute Schlafplätze kosten Miete. Alles, was das Leben erleichtert, kostet Geld: eine schwule Geliebte, Pornohefte, Extrarationen, Zigaretten, Schnaps, ein Schuss Kokain und vor allem Crack, das so gut wie jeder raucht. Nicht wenige Häftlinge sterben an AIDS, bevor sie entlassen werden.

Den **Wärtern** im Strafvollzug geht es oft nicht besser als den Gefangenen. Sie müssen mit einem Hungerlohn auskommen. Gewiss, sie können sich durch regelwidrige Geschäfte mit den Insassen materielle Verbesserung verschaffen. Aber nicht wenige von ihnen schlagen sich nach Dienstschluss noch mit Nebenjobs durch, z.B. als Taxifahrer oder Berufskiller im Auftrag von Ladeninhabern, denen das Geschäft zum wiederholten Male ausgeraubt wurde. Bei fast allen sind die Ehen gescheitert. In den Bars an der Avenida Cruzeiro do Sul spülen sie sich ihren Frust mit Schnaps hinunter, schimpfen auf die Chefs, die Journalisten und die verdammten Weicheier von den Menschenrechtsgruppen – aber am wenigsten auf ihre „Kunden“.

Und sie schwelgen in Erinnerungen – an ihre ermordeten Kollegen, an die blutigsten Geiseldramen und Rebellionen, die Ausbruchversuche, die Morde und Suizide. Einmal, da hatten die Häftlinge in Block Sieben einen Tunnel gegraben – einen 100 Meter langen Stollen unter den Mauern hindurch, von Kloakenbrühe und Ratten verseucht. 77 Gefangenen gelang die Flucht in den Hinterhof einer Hütte dort draußen.

Über den 2. Oktober 1992 wollen die Wärter nicht reden. An jenem Tag endete eine mehrtägige Revolte in Carandiru mit einem **Massaker** an 111 Gefangenen. Angesichts des Aufruhrs im Gefängnis hatte die Leitung Polizei angefordert. Die rückte mit Maschinenpistolen und Schäferhunden an. *Pente fina* hieß der Befehl – lupenrein Block für Block, Zelle für Zelle durchkämmen! Die Gefangenen mussten sich nackt mit dem Gesicht zur Wand aufstellen. Wer zögerte, wurde umgelegt. Wo sich Widerstand regte, legte die Polizei Feuer. Blutlachen und Leichenberge hinterließ die Militärpolizei.